

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

**Oldenburgische Blätter. 1817-1848
30 (1846)**

4 (27.1.1846)

[urn:nbn:de:gbv:45:1-803173](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-803173)

Oldenburgische Blätter.

N^o 4.

Dienstag, den 27. Januar.

1846.

Welches ist das Ziel der Oldenburgischen Pferdezücht?

Ich habe es versucht, in ein paar Andeutungen *) dem Oldenburgischen Landmann eine Anleitung zu geben, wie er die Pferdezücht aus der Rubrik der verlustbringenden Rechnungsätze in die Columne der gewinnbringenden versetzen könne, und hoffentlich habe ich dem practischen Züchter es bewiesen, daß es nicht genug ist, wenn man dies Geschäft ohne Nachdenken betreibt, sondern daß es Forschung und Beobachtung voraussetzt, wenn man eine richtige Paarung machen will. —

Ferner glaube ich gezeigt zu haben, daß es nicht das Werk einer Generation ist, etwas wirklich Gutes zu schaffen, sondern daß es nur dem durch mehrere Generationen fortgesetzten Streben gelingen kann, etwas wirklich Ausgezeichnetes in Erschaffung eines großen raschen Pferde-Stammes zu leisten. Gerade aber, weil nur das fortgesetzte Streben einer Nation nach einem und demselben Ziele den Erfolg sichert, ist es nothwendig, daß ein solches Ziel, wornach ein Jeder zu streben hat, demselben klar und deutlich vor Augen stehe.

Und welches ist denn dieses Ziel für den Oldenburgischen Pferdezüchter?

Um das zu beantworten, müssen wir zuvor festsetzen, was eigentlich das beste Pferd ist.

Ist's etwa der beste Vollblut-Gaul, der im Fluge Alles besiegt? Oder ist's der schwere Karrengaul, der enorme Lasten zieht? Oder der famose Klepper, der 12 Meilen pr. Tag geht? Oder ist es der schönste Pürzler, der vor der Fronte Aller Augen auf sich zieht?

In einer jeden Art kann ein Gaul der Beste sein! Aber nach welchem Modell soll man denn züchten?

Bisher züchtete ein Jeder nur, um von dem Pferdehändler den höchsten Preis zu erhalten, und damit bin ich völlig einverstanden, wenn ich das Interesse des Pferdezüchters berücksichtige. Daß man aber den Pferdehändler gewissermaßen zum Leiter der Pferdezücht machen will, ist gewiß verkehrt, denn des Pferdehändlers Vortheil ist es, den Züchter in Ungewißheit über seine Waare zu lassen, damit er desto wohlfeiler kaufen könne. Namentlich liegt es im Interesse des Pferdehändlers, daß der Züchter das wirklich Auszeichnende an seinem Pferde nicht erkenne, denn daraus muß er seinen Hauptgewinn ziehen. Daher kauft ein solcher manchen schlechten Gaul theuer weg, um zugleich einen guten mit zu bekommen, und mancher Züchter überschätzt dann den schlechten und unterschätzt den guten Gaul.

Woran soll denn nur der Landmann den besten Gaul erkennen, da es überall keinen allgemeinen Maßstab giebt, um denselben auszumitteln?

Damit er das könne, ist es nothwendig, daß unabhängig von dem Tribunal der Pferdehändler dem Züchter andere Maßstäbe in die Hand gegeben werden, woran er den Werth seiner Thiere

*) Old. Bl. 1845 N^o 52 und 1846 N^o 2.



zu prüfen im Stande sei, denn nur dann hat der Züchter die Aussicht, den gerechten Lohn seiner Mühe, seines Nachdenkens und seiner Geduld zu erlangen. Der Pferdehändler schraubt immer den Preis so viel als möglich hinunter und entmuthigt dadurch den Züchter, etwas Besseres zu produciren. Daher schreien denn auch die Pferdehändler immer so sehr gegen das Rennen und die Jagd, weil gerade diese dahin wirken, daß der Züchter ein richtiges Urtheil bekomme, und daher den Profit in des Züchters Tasche bringen.

Nur wenn mehrere Generationen nach einander bei der Pferdezucht immer denselben Zweck verfolgen, bildet sich ein tüchtiger, veredelter Schlag Pferde. Weil aber dazu reinblütige Hengste unentbehrlich sind, so kann eine Pferdezucht nur dann gedeihen, wenn eine Regierung, ohne Bevormundung des Publikums, durch Belohnung dieser Reinzucht solche befördert.

Man muß also nicht nur für den reinen Vollblut-Kenner, sondern auch für den reinen Karrengaul Preise aussetzen, wodurch die Züchter veranlaßt werden, das Blut rein zu erhalten.

Diese Preise bestehen in England in den Prämien bei den Wettrennen, und in den Prämien für die Pferde, welche die schwerste Last zu ziehen im Stande sind, und der Erfolg hat bewiesen, daß England durch geschicktes Mischen, — denn nichts Anderes ist die sogenannte Yorkshire-Kreuzung — in den Stand gesetzt ist, für allen und jeden Gebrauch das Beste zu produciren. —

Wie soll nun aber der Oldenburgische Landmann es anfangen, durch die Pferdezucht etwas Gutes hervorzubringen.

Noch vor wenig Jahren fehlte ihm aller reine Saamen, und ein Maßstab außer dem eigennützigen des Pferdehändlers fehlt ihm noch jetzt, denn es giebt keinen höheren Gebrauch der Pferde, als das Ziehen vor der Carosse oder vor dem Postwagen und das gewöhnliche Kleppern auf der Landstraße.

Ganz natürlich, daß zu solchem Gebrauche Niemand theure Pferde haben will.

Nun schaffe man aber Jagdclubs, wo ein tüchtiges, schnelles, sicheres Pferd sich auszeichnen kann; der Ruhm folgt bald nach, und es finden

sich Käufer, wo sonst keine waren, und der Züchter hat einen Markt für seine bessere Waare im eigenen Lande.

So geht Alles Hand in Hand, und gar bald wird Jemand, der bessere Pferde haben will, nicht nöthig haben, in's Ausland zu schicken, um englische Pferde einzuführen.

Man weiß ja allgemein, daß eine Höchste Person unendlich gern die Pferde im eigenen Lande kaufen würde, aber dort sind sie ja in der gewünschten Güte nicht zu haben.

Der Bedarf im Lande ist aber nicht groß genug, um die Züchter zu encouragiren, allein für denselben etwas Besseres zu züchten, darum empfehle ich, als bester Freund des Züchters, das Jagdreiten, wie es bei den Engländern gewöhnlich ist. Das bringt den Markt in's Land und ist wahrlich mit allen seinen Folgen der wahrste Freund des Landmanns.

Es giebt eine Menge von gelehrten Federhelden in unserm geliebten Vaterlande, welche dieses Jagdreiten für eine Art von Berrücktheit halten, erstlich, weil sie selbst keinen Begriff von dem Entzücken haben, welches ein Mann fühlt, wenn ein Pegasus von Fleisch und Wein ihn wie ein Vogel durch die Luft trägt, und zweitens, weil sie es für ein grausames Unglück halten, wenn einmal per Zufall ein Jagdreiter über ein Saatsfeld galoppiren sollte, indem sie gar nicht bedenken, daß es dem Korn einerlei ist, ob es ein wenig tiefer in die Erde gedrückt wird oder nicht, denn es wächst deshalb eben so frisch. Aber noch weniger begreifen diese, daß gerade durch die Jagd dem Landmanne ein ganz unbeschreiblicher Vortheil erwächst.

Die Engländer haben dies seit hundert Jahren sehr wohl erkannt, und noch kürzlich enthielten englische Blätter *) die Beweise, daß die Jagd selbst in Irland, da wo sie bestand, Reichthum in die Gegend gebracht hat.

Deutsche Schriftsteller, gründliche Gelehrte, kennen nur die alten Treibjagden in Deutschland, welche zum Tödten des Wildes eingerichtet waren, um den Ackerbau zu schützen und eben deshalb den Bauer zu allerhand Frohndiensten

*) Times 1845 Decbr. 13.



verpflichteten u. s. w. Aber nun frage ich, welche Aehnlichkeit hat denn das Jagdreiten mit solchen Schießjagden? — So gut wie gar keine Aehnlichkeit! Bei dem Jagdreiten ist Alles freiwilliger Beitrag, und wer den Geldbeutel dazu nicht hat, der läßt es. Man braucht dazu keine Treiber und keine Frohndienste.

Viel Wild ist dazu auch nicht nöthig, denn ein Duzend Füchse geben schon genug Vergnügen für eine ganze Saison, und wenn die fehlen, so sind Hasen genug zur Aushülfe da.

Was bringt dem Landmanne aber wohl direct mehr Verdienst, als wenn ein Jagd-Club ihm erst seine Pferde abkauft, dann selbe, mit seiner Familie auf dem Lande wohnend, auf dem Lande füttert, dazu Reitknechte hält, dazu einen Jäger mit Gehülfen unterhält, Futter für fünfzig bis hundert Hunde gebraucht, eine Anzahl von Familien in eine Gegend zieht, die während 3 Monate ihr Geld dort verzehren, statt daß sie sonst in der Hauptstadt wohnen, ohne daran zu denken, dem Landmanne direct einen Verdienst zuzuwenden? Alles dieses sind die Folgen eines Jagdclubs, und in der Praxis giebt es in der That keinen wärmeren Freund des Landmanns, als gerade die Jagd.

Das ist auch in England so allgemein anerkannt, daß kein Landmann einen Schaden wegen des Ueberreitens über sein Land reclamirt, denn eine Gegend würde es als ein Unglück ansehen, wenn ein Jagdclub ein anderes Terrain zu seinem Aufenthalte wählen wollte.

Kein besseres Mittel, um Wohlstand auf dem Lande zu verbreiten, als gerade die Jagd, diese angefeindete sogenannte englische Narrheit. Es giebt wohl keinen schlagenderen Beweis, als diesen, wie häufig deutsche Gelehrte englische Institutionen grundfalsch beurtheilen.

Kein besseres Mittel, als die Jagd, um Generationen hinter einander zu tüchtigen, practischen Pferdezüchtern zu machen! Dann besteht im Lande selbst ein Markt für bessere Pferde neben den Pferdehändlern, und ein Maßstab, nach welchem man das beste Pferd erkennt, denn notorisch vereinigen sich alle Stimmen dahin, daß das große, starke, gewandte Jagdpferd alle Tugenden in sich vereinigt, und allen Zwecken entspricht.

Einige Worte über eine wichtige Seite der Mäßigkeitsfrage.

Daß der tägliche Genuß des Branntweins auch in den kleinsten Quantitäten für die Gesundheit und Lebensdauer des Menschen nicht ohne Nachtheil ist, das haben wissenschaftliche Aerzte auf eine unwidersprechliche Weise dargethan und daß sein täglicher Genuß in großen Quantitäten diese Wirkung verdoppelt und beschleuniget, regelmäßig in gar kurzer Zeit die Gesundheit untergräbt und den Menschen unter die Erde bringt, das wird keiner in Abrede stellen, welcher seine Augen nicht absichtlich verschließt, sondern um und neben sich die vielen Opfer fallen sieht, welche diesem Unheil bringenden Genuße dargebracht werden. Daß aber vorzugsweise der öftere Genuß des Branntweins Kindern in der Zeit ihrer körperlichen Entwicklung, indem er die vollständige Ausbildung ihres Körpers und seiner Kräfte verkümmert, höchst nachtheilig ist und daß sich davon die traurigen Folgen durch ihr ganzes Leben hin erstrecken, ja daß sogar ein einziger übermäßiger Genuß dieses widernatürlichen Getränks denselben lebensgefährlich und tödtlich werden kann, wovon unlängst ein trauriges Beispiel bekannt geworden ist, an das Alles hat man nun wohl nicht gedacht, oder man hat es nicht gewußt, wenn man die öffentliche Theilnahme an der Mäßigkeitsfrage bloß auf sich bezogen und seine Kinder dabei unberücksichtigt gelassen hat, obgleich Niemand leugnen kann, daß das Beispiel der Eltern auf die Kinder und auf deren ganzes künftiges Verhalten in der Regel vom entschiedensten Einfluß zu sein pflegt. —

Dies zur beliebigen Beherzigung für Eltern Erzieher und Lehrer, welche ihre Theilnahme an der Enthaltenssache bis dahin für gleichgültig gehalten und die Jugend dabei so wenig berücksichtigt, als sie überhaupt diese große wichtige Angelegenheit gehörig gewürdigt und es eingesehen haben, daß die Branntweinsfeinde zugleich auch wahre Menschenfreunde sind.

Oppermann.



Die Kartoffelkrankheit in Schlesien am Fuße des Gebirges.

(Aus dem landwirthschaftlichen Berichte des Hrn. Defon.-Inspr. F. Binder, mitgetheilt in d. allgem. Zeit. f. deutsche Land- und Forstwirth v. M. Meyer.)

Welche wichtige Rolle die Kartoffel in der Landwirthschaft, wie in so vielen Gewerben bisher übernommen hat, ist kaum mehr zu übersehen, und nachdem dieselbe durch länger denn ein Jahrhundert das sicherste aller unserer Ackerbauproducte gewesen ist, scheint sie in der Jetztzeit diesen werthvollen Character verlassen zu wollen, indem durch die bekannte Krankheit in sehr vielen Gegenden auch dies Jahr wiederum bei der so schlechten Getraideernte sie uns in ihren sonst so hohen wie sicheren Erträgen zurückzuschlagen scheint.

Nach meiner Ueberzeugung liegt wohl ein großer Theil dieser Krankheits-Ursache 1) in der Verwendung unreifer Saatkartoffeln durch mehrere Jahrgänge, 2) in einer unzweckmäßigen Aufbewahrung und zwar bei zu großer Wärme-Entwicklung und dadurch veranlaßtem frühem Hervortreiben der oft ellenlangen Keime, welche beim Aufräumen der Mieten oder überhaupt bei der Fortschaffung nach dem Felde abgebrochen werden oder verwelfen. Die Kartoffel muß nun außere Keime treiben; diese neuen Keime aber bilden sich auf eine ganz eigenthümliche Weise, wie einem aufmerksamen Beobachter nicht unbekannt sein wird. Nämlich um den ersten, starken, später aber verletzten Keim zeigen sich nach einiger Zeit 5 bis 6 schwache, fadendünne neue Triebe, eigentlich frühere Wurzelkeime, die gegen jeden nachtheiligen Bitterungs-Einfluß sehr empfindlich sind, und finden sie nicht einen günstigen Boden im Vereine mit fruchtbarer Witterung, dann sterben diese Keime entweder ab, oder sie treiben keine Stengel nach oben, sondern setzen dagegen nur kleine unvollkommene Knollen an, und diese, bei der großen Lebensthätigkeit der Kartoffel, bilden nun erst Stengeltriebe, wodurch überhaupt die Vegetation sehr verspätet wird und in der Menge wie der Güte schlechte Ernten herbeigeführt werden. Am meisten werden dort diese Uebelstände eintreten, wo von den Kartoffel-

Keimen nur die Platten oder Kronen zur Saat benutzt werden, weil auf dieser Stelle die meisten Keime zusammengehäuft liegen, diese auch immer zuerst im Verhältnisse zu denjenigen Augenkeimen, welche zerstreuter auf dem übrigen Theile der Kartoffel sich befinden. Sind nun diese Keime früh ausgetrieben, und, was auch nicht vermieden werden kann, verletzt worden, so wird diese Platten- oder Kronensaar, im angenommenen Falle, stets ein lückenhaftes Feld späterhin zeigen.

Um diesem Uebelstande vorzubeugen, theile man die Kartoffel immer in solche Stücke, auf welchen sich Kronen- und andere Keime zugleich befinden, denn nach meinen Beobachtungen sind die Kronenkeime mehr bestimmt, mit ihren Trieben nach oben zu gehen, d. h. Stengel hervorzubringen, die andern aber Wurzeln, daher Kartoffeln zu erzeugen.

Da nun durch den Blätterwuchs die Kartoffel angewiesen ist, Nahrungstoffe aus der Luft zu nehmen, so würde man sich von dem naturgemäßen Anbau der Kartoffeln sehr entfernen, wollte man bei dem Saatgut nicht beides vereinigen, und es bleibt die Strafe nicht aus, wenn wir die Natur gar zu sehr zu meistern uns erlauben.

Bisher ist diese Krankheit, so viel mir bewußt, nur mehr an den weißen Kartoffelsorten wahrgenommen worden; es würde diese Thatsache meine vorhergehenden Anführungen nur bestätigen, indem bekanntlich die meisten Sorten mit rother Schaale sehr spät, selbst bei großer Erhitzung, Keime hervortreiben, selbst wenn sie bis in den Monat Mai aufbewahrt werden. Hieraus glaube ich mit vieler Sicherheit abnehmen zu können, daß die gute Aufbewahrung eine unserer größten Sorgen sein sollte, und daß wir gegen ein so dankbares Gewächs, im Vergleiche zu unserer sorgsamem Samenauswahl beiden Getraidearten dieselbe Sorgfalt dringend anzuwenden haben. —

Dazu möchte die Erziehung einer neuen Kartoffel-Generation aus Saamen allerdings beitragen, und vielleicht möchte es auch angemessen sein, wie Einige in Vorschlag gebracht haben, einen neuen Stamm aus Amerika kommen zu lassen.

Man sorge für gute Saatkartoffeln.

(Aus der Thüringer Garten-Zeitung.)

Es ist bekannt, daß jeder spätere Trieb schwächer, als der frühere ausfällt, und daß, wenn sich dieses drei- bis viermal wiederholt, die Blattknospen völlig zu Grunde gerichtet sind. Wie kann man sich daher wundern, daß die Ernte einen bedeutenden Verlust erleidet, wenn auch nur der erste Trieb verloren gegangen ist? Es ist indeß nicht bloß der Verlust des ersten Triebes nachtheilig, sondern mit ihm geht auch viel von der Nahrung verloren, welche die Natur zur ersten Ausbildung der Keime durch die Knolle reicht. Ueberdies weiß man wohl, daß das obere Ende der Kartoffeln immer das vorzüglichste Product liefert, und auch meist zuerst austreibt. Man bekommt daher, wenn diese Triebe durch Auswachsen der Kartoffeln vor dem Auspflanzen zu Grunde gehen, statt zwei bis drei kräftiger erster Stengel, einen Haufen von Trieben zweiten Ranges, welche aus dem unteren Theile der Kartoffeln entspringen, und erntet eine geringe Waare, die größtentheils in kleinen Knollen besteht.

Eigenschaften und Vorzüge des bayrischen Biers und dessen möglichst schnelle Verbreitung in hiesigen Landen.

(Auszug einer Eingabe des Dr. jur. Matthäi in Verden an den Gewerbeverein in Hannover.)

Das Branntweintrinken in seiner jetzigen verderblichen Ausdehnung vermindern und verhüten zu können, ist oft als Wunsch, selbst bei Regierungen laut geworden; der Erfüllung des Wunsches stand die Unmöglichkeit entgegen, denen ein Aequivalent zu bieten, welchen starke Getränke schon Bedürfniß geworden waren. Man überzeugte sich, daß ohne Jenes selbst Maßregeln

von oben nicht durchzuführen seien; man konnte also nun die Sache sich selbst überlassen, hoffend, die Einsicht des Publicums, die Mode oder sonstige Zufälligkeiten würden Schranken setzen.

Aber diese Hoffnung geht nicht in Erfüllung. Das Branntweintrinken hat besonders in dem Stande überhand genommen, der der Einsicht wenig zugänglich, der Mode nicht unterworfen, bei dem die Selbstentwicklung Verbesserungen nur spärlich oder gar nicht zu Wege bringt.

Nun suchten und suchen die Mäßigkeitsvereine zu helfen. Aber was haben sie bisher geleistet? Was bedeutet die Zahl ihrer Mitglieder gegen die Zahl der noch nicht aufgenommenen? Die Langsamkeit ihres Fortschreitens lähmt ihre Kraft, dabei ist der freiwillige Eintritt in ihren Verein durch einen Grad von Bildung bedingt, welcher vor allen bei denen, für welche die Sache berechnet ist, selten oder gar nicht angetroffen wird. Und endlich scheitern auch diese Versuche Wohlwollender an der nicht genug gewürdigten Schwierigkeit, ohne Ersatzmittel helfen zu können. Ein solches Ersatzmittel zu suchen, sollte also billig jedem Bestreben, das Branntweintrinken zu beschränken, vorangehen. Ohne dasselbe ist alle Theorie eitel —, Wir leben, und was das Leben verlangt, müssen wir ihm geben.

Anerkannt als bestes Ersatzmittel ist nun das Bier, welches auch bei uns allgemeines Getränk war, bis der Branntwein es verdrängte. Wie noch jetzt in Bayern, waren auch bei uns Branntweimbrennereien einst eine Seltenheit, Bierschenken und Bierbrauereien in sehr großer Anzahl vorhanden. Man gehe die Städte durch und erkundige sich, wie viel Brauereien sonst im Gange waren, wie viel jetzt betrieben werden. Man vergleiche die Zahl der Brauereien auf dem platten Lande und ihren Betrieb mit sonst, und man wird finden, daß der Branntwein eine Neuerung ist.

Wenn aber der Branntwein entbehrlich war bei niedrigerem Culturzustande, bei roherer, weniger häuslicher, gemächlicher Lebensweise, wie viel mehr muß er es jetzt sein?

Wünscht man also den jetzigen Zustand wieder gegen den früheren zu vertauschen, so muß



man dem Publicum Bier — aber genießbares, schmackhaftes, vorzügliches — verschaffen, die Brauereien heben, den Bierschank befördern.

Bei Auffuchung der Mittel, durch welche dies zu erreichen steht, hat man sich wohl zunächst die Frage zu beantworten:

Hat der Branntwein das Bier verdrängt, oder hat der Verfall der Braukunst*) eine Lücke in die Reihe der menschlichen Bedürfnisse gemacht, durch welche der Branntwein sich einschleichen konnte?

Muß diese Frage, wie es mir ohne weitere Erörterung durch bloßes Hinweisen auf die von dem noch lebenden Geschlechte gemachte eigne Erfahrung unbedenklich scheint, dahin beantwortet werden:

Der Verfall der Braukunst ging der Verbreitung des Branntweins voran, so muß auch wieder die Verbesserung der Braukunst der Verdrängung des Branntweins vorangehen.

Wo, wie in Bayern, in Brabant, in England, die Braukunst, die Fortschritte der Wissenschaft benutzte, nicht stille stand, sondern vorschritt, da gerieth sie nicht in Verfall, da stiegen Branntweimbrennereien nicht pilzartig aus der Erde. Man mache sich also mit dem dortigen Stande der Braukunst bekannt, man befördere und begünstige die Brauereien, welche nach bairischer, englischer oder brabantischer Art angelegt werden oder schon angelegt sind, vor allen aber die bairischen Brauereien, weil das bairische Bier unstreitig das beste ist, und man wird sich ein Ersatzmittel schaffen, mit welchem dem Branntwein wirksam entgegen zu treten ist.

*) Braukunst wird, was gewöhnlich Handwerk heißt, richtiger genannt. Die Braukunst ist ein Zweig der Kochkunst. Wie bei dieser sind es auch oft die unbedeutendsten, mit der eigenthümlichen Behandlung und Aufmerksamkeit des Kochs unzertrennbar verbundenen Kleinigkeiten, welche Schmackhaftigkeit und Verdaulichkeit des Gebräues bedingen. — Anm. des Verf. — Unsere Brauereien auf dem Lande, die gewöhnlich der Knecht oder die Magd besorgt, können wohl weder auf die Bezeichnung „Handwerk“ noch auf die der „Kunst“ Anspruch machen, so wenig als die Bauer- magd, die den Kohltopf oder den Breitopf rührt, auf „Kochkunst“ Anspruch machen wird. —

Zusatz des Einsenders.

Mehrere Versuche der Art sind gemacht, allein bisher noch wenig zur Nachahmung ermunternd gelungen. Diesem Mißlingen liegen viele Umstände zum Grunde, deren vollständige Aufzählung hier zu weit führen würde. Einer der hauptsächlichsten ist jedoch das Vorurtheil des Publicums, welches von Wirthen, die kein Bier zu behandeln wissen, genährt wird.

Wer nur das bei uns gebräuchliche magenverderbende Dickbier kennt, wie kann der sich denken, daß es ein Bier gebe, welches besser ist, als gewöhnlicher Wein? Bier war noch vor kurzem, und ist es auch zum Theil jetzt noch in den Wirthshäusern auf dem Lande, ja selbst in Städten entweder nicht zu haben, oder man giebt das magensäuernde blähende Getränk, welches mehr Aehnlichkeit mit Branntweinspüllicht, als mit einem menschlichen Nahrungsmittel hat, dafür aus. Was Wunder, daß das Bier verachtet wurde, der Branntwein, als nothwendiges Uebel, Bedürfniß geworden ist: Ein Kleiner, ein Großer, ein Bitterer sind oft Alles, was man auf den Tischen, vor den Fenstern sieht, selbst in Häusern, die nur von Gebildeten besucht werden.

Den Wirthen ist dies zum Theil nicht unlieb; der Branntweinschank ist bequemer, sicherer und scheint somit einträglicher. Branntwein verdirbt nicht, erfordert keine sorgsame Behandlung, hält sich in jedem Keller, selbst über der Erde, während Bier auf das vorsichtigste behandelt, gelagert und vor jedem Temperaturwechsel möglichst gehütet werden muß*).

Könnte man die Wirthe, und namentlich die des zweiten und dritten Ranges, bekehren, könnte man ihnen einleuchtend machen, daß Bier als erwärmend, stärkend und zugleich nährend, sobald es gut ist, in weit größerer Masse verzehrt wird, als Branntwein — von dem sich jetzt doch schon Mancher aus eigenem Antriebe abwendet, — könnte man sie mit der Behandlung des Biers vertraut machen, so würde es nicht so schwer halten, den besseren Biersorten Eingang

*) Hierbei muß jedoch erwähnt werden, daß viele Wirthe in Städten und selbst auf dem Lande sich in der That rühmlich bestreben, gutes Bier zu bekommen und gut zu behandeln.



zu verschaffen. Das Publicum, einmal mit der ernährenden, wohlthuenden, erwärmenden Eigenschaft des Biers bekannt, wird den Branntwein mit Freuden verlassen, den bestehenden Brauereien reichlichen Absatz geben, zu neuen Anlagen ermuntern. Ist gutes Bier zu haben, führt die Gelegenheit zu Versuchen, der Versuch zum Gebrauch, der Gebrauch zum Bedürfnisse. Also nur die Gelegenheiten vermehrt, das Bier zu bekommen, vorzüglich für die Classen der weniger Gebildeten, und das Bier wird den Branntwein sicher wo nicht verdrängen, doch in die ihm gebührenden Schranken zurückweisen.

Dies aber dürfte ohne Maßregeln von oben schwerlich erreicht werden, weshalb vor Allem zu untersuchen ist, ob der Regierung zu dieser Hülfe Macht und Mittel zu Gebote stehen?

In einem Lande, wo, wie in dem unstrigen, die Kruggerechtigkeit auf dem Lande — das Recht, Bier und Branntwein zu verkaufen — entweder nur in Folge ausdrücklicher Concession, oder in Folge eines Pachtcontracts mit der Cammer ausgeübt werden darf, scheint man hierüber rücksichtlich des platten Landes nicht in Zweifel sein zu können. In den Städten, wo einestheils das Branntweintrinken nicht so überhand genommen hat, wie auf dem Lande, andernteils mehr Aufklärung herrscht, die gebildeteren Wirthe auch, wie schon erwähnt, sich von selbst des Bieres angenommen, ist ein anderes Eingreifen der Regierung, welches, wie in Bayern, sich auf die Bierbrauer bezieht, ausreichend.

Ohne alle Frage hat die Regierung das Recht, sich in Ertheilung neuer Concessionen beliebig zu beschränken, welcher Beschränkung Wirksamkeit für den vorliegenden Fall nicht abgeht, weil sowohl die Concessionen als die Pachtungen fast ohne Ausnahme nur auf wenige Jahre bewilligt werden. Werden nun neue Concessionen oder Verpachtungen nur auf den Bierschank zugelassen, und wird der Branntweinschank allein eingezogen, so ist mit einem allmäligen, kein Privatinteresse verletzenden, keine wesentliche Verhältnisse störenden Uebergange geholfen.

Ob die Regierung sich dieses ihres wirksamen Rechts bedienen wolle, hängt aber sicher davon ab, daß sie überzeugt werde, das bayrische Bier sei ein so vorzügliches Getränk, ein so paß-

liches Ersatzmittel, wie wir oben behauptet haben, und dasselbe sei auch in unserm Lande schon in hinreichender Masse zu haben, um den Anfang von oben zu ergreifender allgemeiner Maßregeln zu erlauben.

(Schluß folgt.)

L i t e r a t u r .

Dr. Martin Luther's Leben und Wirken. Abendunterhaltungen einer Familie. Ein Buch für die Jugend und das Volk von C. D. Siedenburg, evangelisch-lutherischem Lehrer in Bechta. Mit dem Bildniß Luther's in Stahlstich. Oldenburg (Schulzische Buchhandlung) VI und 181 S. in 8. geh. (24 K.).

Dieses Buch, welches der Hr. Verf. dem Herrn Kirchenrath Claußen in Oldenburg »seinem verehrungswürdigen Lehrer, als einen geringen Beweis der innigsten Dankbarkeit und der tiefsten Hochachtung mit gebührender Bescheidenheit« gewidmet hat, bereitet in würdiger Weise auf die Feier vor, womit der 18. Februar zum Andenken an Luthers vor dreihundert Jahren erfolgten Tod hoffentlich auch bei uns begangen werden wird.

»So gehe denn hin, liebes Büchlein, und mache dein Glück!« sagt der Hr. Verf. im Vorwort. »Wandre zunächst durch die heimatlichen Städte, Flecken und Dörfer, und betritt vorzugsweise jenes Ländchen, das meinen Geburtsort umschließt. Ich weiß, du wirst dort willkommen sein. Will man dir einen Eingang in Nachbarländer gönnen, so magst du sehr gerne auch über die Gränze schreiten; ja, du darfst dich getrost selbst Katholiken zum Lesen anbieten; vielleicht — Gott gebe es, — könntest du etwas dazu beitragen; daß auch unter ihnen der Name Luther einen milderen Klang gewöhne. O, wie wollte ich mich freuen, wenn das geschähe! du sollst Friede und Freude, nimmer Born und Zank schaffen. Wo du also in ein Haus gehst, so grüße dasselbe, nimmt man dich auf — o, so bleib', und spende Segen an Jung und Alt, den Segen, daß die Leser durch die



Erzählung dessen, was unser Luther erlebt und erstrebt hat, diesen Mann so recht lieben und verehren lernen.«

»Und nun noch Eins, liebes Büchlein! tritt immer und überall bescheiden einher! du weißt wohl, weiß Geistes Kind du bist. Deine niedrige Herkunft erlaubt dir nicht, dich in die Bücherfälle der Gelehrten, noch in die Leihbibliotheken gebildeter Nichtgelehrter hineindrängen zu wollen; und ich befehle dir demzufolge hiemit ausdrücklich, daß du lebendig an die Thüren der gemeinen Bürger und Bauern, oder in vornehmen Häusern etwa an die Thüren der Kinderstuben anklopffest. Wolltest du, meinem Befehle zuwider, dich dennoch unterstehen, dort Einlaß zu begehren, glaube mir, es würde dir ergehen, was 1. Sam. 17, 28. 33. geschrieben steht. Folge mithin pünktlich meinem Geheiß, wenn dir anders meine Ehre etwas gilt. Uebrigens sei wegen deiner niedrigen Herkunft unbesorgt. Sollte dich indeß einmal, Angesichts reicherer und ansehnlicherer Bettern, dieserhalb ein Grauen überfallen, so denke nur augenblicklich an den Bergmannssohn, deß Lob du zu verkünden hast, oder an jenen Hirtensohn, dessen Kampf mit dem Philister dir ja bekannt ist. Wiewohl diese beiden Männer von ihren Brüdern als unberufene Eindringlinge verspottet wurden; so hat doch Gott durch sie große Thaten gethan. Wie David des Harnisches, so entbehrst du freilich deß gelehrten Rüstzeuges, aber darum nicht den Muth verloren! Ich hoffe, du wirst in deinem einfachen Kleide, ist es anders Gottes Wille, dich schon beliebt und nützlich machen, bei denen nämlich, an die ich dich sende.«

Die Form des Buches besteht, wie auch schon der Titel angiebt, in »Abendunterhaltungen einer Familie.« Der alte Martin Keiser hat als Seemann fast alle wichtigen Hafendrter unserer Erde besucht, dann 22 Mal Reisen nach Grönland auf den Wallfischfang gemacht, und

darauf endlich sich zur Ruhe gesetzt. Sein und seiner Familie Leben wird uns idyllisch geschildert. Von den Abendunterhaltungen im Hause seines Sohnes Johann geben diese Blätter eine Probe. Am 10. Nov. 1783 geboren, nimmt er von seinem Geburtstag Gelegenheit am 10. Nov. 1845 Luthers Leben zum Gegenstande dieser Unterhaltungen mit seinem Sohne, dessen Frau und dessen Kindern zu machen.

Diese Unterhaltungen sind in der Art und Weise, welche zuerst Campe in seinem »Robinson den Jüngern« anwandte, und die dann in vielen Kinderschriften nachgeahmt ist, wo Einer die Thatfachen erzählt und dann abwechselnd die Zuhörer die Erzählung mit Bemerkungen unterbrechen, welche Erklärungen und Erläuterungen veranlassen. Dem Hrn. Verf. ist solche im Ganzen gut gelungen; in einzelnen Stellen erscheint sie freilich etwas erzwungen, allein das läßt sich wohl nicht immer und nicht durchaus vermeiden. Der Ton bleibt dennoch immer dem Gegenstande angemessen und geräth nicht ins Spielende, was sonst bei Schriften der Art so leicht der Fall ist. Wir gestehen es gern, daß wir der uns nicht mehr ganz zusagenden Manier ungeachtet das Büchlein gern und mit vielem Interesse gelesen haben, denn obgleich uns die Geschichte Luthers und der Reformation sehr wohl bekannt war, haben wir doch Vieles darin gefunden, was uns neu erschien, entweder, weil es uns entfallen war, oder weil wir wenigstens so zusammengestellt es noch nicht gefunden hatten.

Am Schlusse folgt eine »kurzgefaßte, gereimte Uebersicht der wichtigsten Ereignisse aus Luthers Leben« mit beigefügten Jahrezahlen, welche, auswendig gelernt, sehr geeignet ist, diese Ereignisse dem Gedächtnisse einzuprägen.

Das Bildniß Luthers im Stahlstiche ist eine vortreffliche Zugabe und verdient als eine schöne Wandverzierung in Glas und Rahmen gefaßt zu werden.